

Wissenschaftliche Beilage zum Jahresbericht des
Kgl. Gymnasiums u. Realgymnasiums zu Thorn.

Ostern 1905.



Zur Erinnerung an Emanuel Geibel.

Von

Eugen Herford.

1905. Progr. Nr. 44.

1905.

Thorn, gedruckt bei C. Dombrowski.



Am 6. April d. J. werden 21 Jahre vergangen sein, seitdem Emanuel Geibel in seiner überaus geliebten Vaterstadt Lübeck die Augen für immer schloß. Fast scheint es, als ob der Geschmack der modernen Zeit sich von diesem einst so gefeierten Dichter mehr und mehr abgewendet, ja, als ob überhaupt das Interesse für lyrische Poesie stetig nachgelassen habe. „Wer hat heute Lust und Zeit, noch lyrische Dichtungen zu lesen?“ hört man wohl manchmal fragen — ja, ein „spannender Roman, ein modernes Zugstück auf dem Theater —, dazu fände sich schon eher Zeit und Lust“. Es wäre traurig, wenn solche Ansichten wirklich die maßgebenden wären und wenn es unserer überhasteten, nervös aufgeregten Zeit wirklich an der nötigen Sammlung und Stimmung fehlen sollte, um sich einmal loszureißen von dem Getriebe des Alltagslebens und sich von den Schwingen der hehren Kunst emporheben zu lassen in die vollkommeneren Welt der „heiteren Regionen“, wo der „im Tretrad des Erdendaseins abgehetzte“ Geist allein wahre und edle Erholung findet. Wir wollen deshalb unsere Gegenwart nicht von vornherein durch eine zu schwarz gefärbte Brille betrachten, sondern lieber der Hoffnung Raum geben, daß es auch trotz der Ungunst der Zeit noch immer „Herzen gibt, die für das Hohe, Herrliche entglühn“. Sicherlich wird die feierliche Festtagsstimmung, in die Schillers nahe bevorstehender 100. Todestag die Gemüter versetzt und die jetzt schon ihre hellen Strahlen vorauswirft, dazu beitragen, die Deutschen, und namentlich die deutsche Jugend, sich wieder darauf besinnen zu lassen, wo die edelste Erholung zu suchen sei. Die Jugend, die den offenen Sinn für das Wahre, Schöne und Gute zu pflegen hat, sollte sich neben den klassischen gerade den Dichter, dem diese Erinnerungsblätter gewidmet sind, als ihren Begleiter durch das Leben wählen. Denn was an wahrhaft edlen und reinen Empfindungen Herz und Gemüt bewegt, dafür hat Geibel stets das richtige Wort gefunden und es in begeisternden Tönen hinausgesungen. Der ideale Sinn, den der Sänger geweckt und gepflegt von Jugend an, sein kindlich frommes Gemüt, sein inniges Gottvertrauen, seine Freude an der Natur und seine Wanderlust, seine Begeisterung für das klassische Altertum, seine Liebe und von Jugend auf genährte Hingebung

und Begeisterung für das große deutsche Vaterland und sodann jene Tugend, die seiner festen geschlossenen Persönlichkeit die rechte Harmonie verleiht und die er in seinen Dichtungen so oft als das „Maß“ bezeichnet hat — sollte das Alles nicht ein kräftiges Echo in der empfänglichen Brust des Jünglings finden?

Wie treffend hat Geibel einmal in einem seiner „Sprüche“ zusammengefaßt, was man mit Recht auf ihn selbst, auf sein harmonisches, so tief religiös angelegtes Wesen beziehen kann, wenn er sagt:

„Streb' in Gott Dein Sein zu schlichten,
Werde ganz, so wirst Du stark:
All' Dein Handeln, Denken, Dichten
Quell' aus Einem Lebensmark.
Niemals magst Du reinsten Mutes
Schönes bilden, Gutes tun,
Wenn Dir Schönes nicht und Gutes
Auf demselben Grunde ruhn.“

Gesammelte Werke III, 71.

Bei einem Dichter, bei dem Person und Dichtung so innig verknüpft sind, wie bei Geibel, dürfte es wohl angebracht erscheinen, manches aus seinem persönlichen Leben zu erfahren. Ich will deshalb einzelne Abschnitte hervorheben, die für die Jugend von Interesse sein könnten.

Als Sohn eines reformierten Predigers, war Emanuel Geibel in der Nacht vom 17. zum 18. Oktober 1815 in Lübeck geboren. Geradezu rührend bleibt des Dichters Liebe zu seiner Vaterstadt und Heimat, die durch alle seine Dichtungen hindurch klingt. Kein Aufenthalt in der Fremde, mag er noch so schön sein, kann ihm die Heimat ersetzen.

„Doch ist wie die Heimat
Kein Land mir so süß —
Wo der Buchenwald rauscht
Und der Dorn blüht am Zaun
Und ins Meer geht die Trave,
Laßt Hütten mich baun.“

IV, 51.

Der Sohn rühmt den Ernst und Pflichteifer des Vaters, von dem er besonders den religiösen Sinn und die Vaterlandsliebe geerbt, während der lebensfrohe heitere Sinn, die Empfänglichkeit für die Schönheit der Natur mehr das Erbteil der Mutter waren.

„Also wuchsen wir auf, vom Ernst umwaltet des Vaters,
Während der Mutter Gemüt heiter die Welt uns erschloß,
Und an beide gelehnt und im Geist von beiden befruchtet,
Lebt' ich, ein träumerisch Kind, dämmernde Jahre des Glücks.“

V, 88.

so schließt Geibel eine seiner schönsten „Elegieen“, worin er den Eltern ein dauerndes Denkmal gesetzt hat. Unauslöschlich haftet in ihm die

Erinnerung an seine glückliche Jugendzeit. Mit köstlichem Humor beschreibt er u. A. den ihm in seiner Knabenzeit so lieben Aufenthalt auf einer Dachrinne, die sich „zwischen die Dächer geklemmt der spitz aufsteigenden Giebel hoch am vierten Gestock dahin zog, die am heitern Tag ein traulicher Ort war mit weit offenem Blick über die Stadt, die Gärten am Fluß und die lindenbeschatteten Wälle.“ Dort oben schuf er sich schwebende Gärten und trieb seine Lieblingslektüre, ward auch selbst hier „zuerst von der Muse berührt.“

V, 88 u. 89.

Dieses hat er anschaulich in seiner 3. Elegie geschildert, auch sonst, z. B. in den „Spätherbstblättern“ gedenkt er noch gern dieser Zeit. So sagt er in dem Gedicht „Ein Brief“:

„Tieck's zerles'nen Phantasus
Durchblättr' ich wieder, kühl umweht vom Dämmerlicht
Des Märchenwaldes, oder Fouqué's Zauberring,
Der einst des Knaben fabelhaft Entzücken war,
Als zwischen hohen Dächern kauern, heimlich er,
An Stirn und Wangen glühend, Blatt um Blatt verschlang . . .“

IV, 33.

Der auf dem „Katharineum“ zugebrachten Schuljahre erinnert sich der Dichter stets mit großer Dankbarkeit, namentlich des Direktors F. Jacob. Begeisterung für das klassische Altertum nahm er von der Schule als bleibenden Schatz für das Leben mit. Von Schulfreunden seien Ernst Curtius, Niebuhr, Litzmann, Gaedertz, Wattenbach genannt. Viele Gedichte entstanden in diesem Kreise. Die Freunde kamen meistens auf Geibels Studierstube in seinem Elternhause zusammen. — In seinen heiteren „Schulgeschichten“ hat Geibel manche Erlebnisse mit Humor geschildert.

In seinen „Gedichten aus dem Nachlaß“ erzählt Geibel, wie wenig er sich als Knabe, im Vergleich mit der heutigen Jugend, um die Außenwelt gekümmert habe.

„Seh' ich die heutige Jugend, so schäm' ich mich oft. Wie verständig
Denkt und erwägt sie bereits, wo wie im Traum ich gelebt;
Bis ins zwanzigste Jahr fast blieb ich Knabe; des Weltlaufs
Schwellende Wogen, der Zeit Kämpfe berührten mich kaum.
In den umfriedeten Kreis von Haus und Schule beschlossen,
Nimmer zu forschen bedacht war ich, was draußen geschah.

— — — — —
Selten, mit lässigem Blick, nahm ich die Zeitung zur Hand.
Waren die Pflichten der Schule getan, so rief mich im Sommer
Mit den Gespielen der Wald, rief mich im Winter das Eis,
Oder ich wandert' allein, auf die Stimmen des Frühlings zu lauschen,
Und vom Hügel am Fluß sah ich die Sonne verglühn.“

Nachlaß, 281.

Nach rühmlich bestandenem Abiturienten-Examen bezog Geibel 1835 die Universität Bonn. Auf Wunsch des Vaters studierte er zunächst Theologie,

der eigenen Neigung folgend trieb er aber zugleich auch klassische Philologie. Bonn's herrliche Umgebung zog ihn, namentlich im ersten Sommersemester, mächtig an; vor allem das Siebengebirge und das Ahrtal, so wie der grüne Rhein mit seinen Rebenhügeln, den er so oft in seinen Liedern gefeiert hat, z. B.:

„Es fährt das Schiff im Morgenglanz hinauf den dunkelgrünen Rhein,
Vorbei an Städten voll Geläut, an Burgen hochumkränzt mit Wein,
An jenen Bögen, draus hervor der Silberarm der Mosel wallt,
Und an der Lurlei schwarzem Fels, von dem das Echo dreifach hallt,
Und sieh! Am Mast des Schiffes steht gelehnt ein fröhlicher Gesell,
Die Wange brennt ihm gar so tief, das Auge blitzt ihm gar so hell,
Und wie empor aus hohem Schlot des Dampfes schwarzer Wirbel zieht,
Da singt er in der Räder Takt mit lauter Stimm' ein frisches Lied:
„So sei gegrüßt, du schöner Strom, so klar und tief und doch so wild.
Führwahr, du bist in deiner Pracht des deutschen Sinnes schönstes Bild,
Drum, wer das Auge nur versenkt in deine Flut, gewalt'ger Rhein,
Der denket unbewußt mit Stolz des Glücks, ein deutscher Mann zu sein.
O heil'ger Strom, behüt' dich Gott!“

I, 207.

Eine neue Welt tat sich dem Dichter auf, der bisher über Lübeck's Grenzpfähle kaum hinausgekommen war. Trotzdem fesselte ihn Bonn nur ein Jahr lang. Eng befreundet wurde er in dieser Zeit mit Heinrich Kruse. Im Sommer 1836 ging er nach Berlin, wo er sich mit Eifer philologischen Studien hingab. Von Freunden traf er hier Curtius, der im nächsten Winter nach Athen ging, Litzmann, Heinrich Kruse und später Fr. v. Schack. Umgang und Freundschaft genoß er hier vollauf, aber zu eigner Poesie kam es nicht. „In Berlin fehle die Natur, Wiese, Wald und Wasser —“*)

Dafür sollte aber von Berlin aus sein lange gehegter Lieblingswunsch in Erfüllung gehen. Durch Vermittlung der Bettina von Arnim, in deren Hause er verkehrte, erhielt er eine Hauslehrerstelle bei dem russischen Gesandten Katakazi in Athen. Im April 1838 fuhr er dem Süden zu. Damit begann für den Dichter ein neuer wichtiger Lebensabschnitt. Köstliche Reiseerinnerungen hat er in seinen, im späten Alter geschriebenen „Elegieen“ hinterlassen, zunächst von der Fahrt durch Italien. Wie anschaulich schildert er die Eindrücke in Verona, wo ihm das erste größere Bauwerk der alten Römer entgegentrat:

„Nimmer vergess' ich der Nacht, da ich leicht hinrollend im Wagen
Fast wie ein Trunkener dich, hohe Verona, verließ,
Tief im Gemüt noch bewegt von der drängenden Fülle des Neuen,
Das du dem flüchtigen Gast, Schwelle des Südens, zeigst.
Dietrich's Burg hoch über dem Strom und der grauen Paläste
Altehrwürdigen Prunk hatt' ich mit Staunen begrüßt,

*) E. Geibel's Leben, Werke u. s. w. von Lic. Dr. Carl Leimbach, Provinzialschulrat zu Breslau. 2. sehr vermehrte und neubearbeitete Auflage von M. Trippenbach, Pastor zu Pansfelde, Seite 30.

Hatt' an Juliens Sarg, an der Scaliger ehernem Denkmal
 Ernst in verschollener Zeit Wechselgeschick mich vertieft
 Und im gigantischen Rund auf das Quadergestuf der Arena
 Niedergeschaut, vom Hauch römischen Geistes umweht“

V, 92.

Dann beschreibt er die Fahrt nach Padua in der köstlichen italienischen Maien-Nacht. Ich finde gerade dieser Schilderung kaum eine zweite an die Seite zu stellen. Darum kann ich es mir nicht versagen, sie ganz mitzuteilen:

„Dreimal, eh ich's gedacht, war hinter den Zinnen des Spätrots
 Fackel verglüht, und zur Fahrt lud mich die köstliche Nacht.
 Und nun ging es hinaus in die weite lombardische Fläche,
 Ostwärts, Padua zu, trug mich das leichte Gespann.
 Tauiger Duft lag über der Flur, im sprossenden Kornfeld
 Schlugen die Wachteln, von fern rauschte der blinkende Strom.
 Mondhell grüßten am Weg, reblaubumspinnen, die Ulmen,
 Durch die Cypressen herab rieselte silbernes Licht.
 Aber am dunkeln Gebirg still glommen die Feuer der Hirten
 Und herüber gedämpft wehte der Ton der Schalmei.
 Fremd war Alles umher und doch so traulich, dem stillen
 Reichtum dieser Natur fühlt' ich mich innig verwandt;
 Diese Lüfte, wie lösten sie mir sanft schmeichelnd die Seele,
 Daß sie in reinem Akkord leis' in sich selber erklang!
 Fern wie der Heimat Nebelgewölk lag jegliche Sorge,
 Und zu leben allein, schien mir, zu atmen, ein Glück,
 Und zum Sternengezelt entzückt aufschauend empfand ich,
 Daß du zum Gruß mir das Haupt, Muse des Südens, berührt.“

V, 93.

In der 6. „Elegie“ schildert er Venedig als die „einzige“ Stadt, die „an fremdartigem Reiz keiner vergleichbar“ ist,

„Denn wie ein Purpur umfließt dich das Meer; zu dem Zauber des Ostens,
 Der phantastisch dich schmückt, gab dir der Westen die Kunst,
 Die zu stolzester Pracht sich entfaltend im Hauch der Lagune
 Schön wie die Tochter des Schaums Seelen und Sinne berauscht.“

V, 93.

Aber mit einer gewissen Wehmut sieht er voraus, daß diese leerstehenden verwaisten Marmorpaläste ihrem Verfall entgegensehen und daß die Lagune allmählich ihr Zerstörungswerk vollenden wird. —

In Triest besteigt Geibel dann das Schiff zur Fahrt nach Griechenland. Die 7 tägige schöne Seefahrt an den Gestaden Corfu's, Ägina's, Salamis vorüber hat er ebenfalls in der 7. Elegie verewigt, die ganz seine heitere Stimmung wiedergibt. Er sagt zum Schluß:

„Ging mir das Herz doch auf in der sonnigsten Hoffnung und schöner
 Selbst als der vollste Besitz ist die Erwartung des Glücks.“

V, 96.

Im Piräus betrat er das Land der Griechen, das auch er so oft „mit der Seele gesucht“ hatte. Dort wurde er von seinem Freunde Curtius empfangen, in dessen anregender Gesellschaft er die Eindrücke des Südens voll und ganz auf sich wirken ließ. Wie Goethe den 2jährigen Aufenthalt in Italien als die Zeit seiner Wiedergeburt bezeichnete und noch im Alter zugab, so beseligt und glücklich wie damals nicht wieder geworden zu sein, so verlebte auch Geibel unter dem Himmel Griechenlands eine in ihrer Art niemals wiederkehrende, für sein dichterisches Schaffen hochwichtige Zeit. Welchen Einfluß schon das griechische Land an sich und das griechische Volkstum auf ihn ausübten, beweist u. A. ein Brief an seinen Freund Litzmann,*) worin er sagt:

„Griechenland ist das herrlichste Land unter der Sonne, das an großartiger Schönheit und stillem beruhigendem Reiz selbst Italien bei weitem überbietet. Die bloße Existenz ist hier schon Genuß. Das bloße Bewußtsein, zu leben, diesen klaren Äther zu atmen, diese reinen Formen der Berge und Täler, dies unsterblich schöne Ebenmaß der Gebäude stündlich betrachten zu dürfen, gewährt der Seele eine Empfindung des innigsten Behagens. Der Süden hat mich, wie in einem Zaubernetze, gefangen, ich kann mich nicht losreißen von diesem durchsichtigen Himmel, diesem glänzenden Meere. — Griechenland ist ganz das Land für einen Poeten. Freiheit und Harmlosigkeit herrschen überall, und der alte Griesgram, der Winter, der bei uns jährlich so philiströs einkehrt und wie ein mürrischer Schulmeister den Vögeln das Singen und den Bächlein das Springen verleidet, ist hier zum jungen fröhlichen Buben geworden. Er trägt ein grünes Kleid, das er sich bunt und zierlich mit tausendfarbigen Blumen ausstickt, und sein großes blaues Auge kann so freundlich blicken, daß Einem vor Lust das Herz im Leibe lacht. . . .“

Was er hier seinem Freunde Litzmann schreibt, hat er zum Teil auch in der 8. Elegie poetisch wiedergegeben:

„Kommt mir Athen in den Sinn, so gedenk' ich des köstlichen Tags auch,
Da ich zuerst am Iliß Blumen des Lenzes gepflückt.
Früh noch im Hornung war's, noch hatte die kräftige Sonne
Nicht den smaragdnen Schmelz von den Gefilden gestreift.

— — — — —
Quellendes Jugendgefühl durchströmte mich wonnig, und dankbar
Pries ich den günstigen Stern, der mich bis heute geführt.
War mein sehnlichster Wunsch doch früh mir erfüllt; noch ein Jüngling,
Auf hellenischem Grund schaut' ich die Sonne Homer's.“

Am Schluß dieser Elegie spricht er das herrliche Gelübde aus, welches Geibel zeitlebens gehalten hat:

„Aber es drängte mich auch mein Herz, des erlesenen Glückes
Würdig zu sein, und bewegt tat ich ein ernstes Gelübde,
Mutig im Dienste der Kunst nach dem einfach Schönen zu ringen,
Wahr zu bleiben und klar, wie's mich die Griechen gelehrt,
Und was immer verwirrend die Brust und die Sinne bestürme,
Stets das geheiligte Maß fromm zu bewahren im Lied.“

V, 96, 97.

*) E. Geibel. Aus Erinnerungen, Briefen und Tagebüchern. Von Carl T. Litzmann. Seite 46 u. 47.

Geibel zog mit der Familie des Gesandten Katakazi nach Kephissia, einem lieblichen Dorfe in der Nähe Athen's, ganz von Ölbaumwäldern, Granaten und Oleandern umgeben. Er hatte einen 10- und einen 8jährigen Zögling zu erziehen und war bis zum Abend fast immer um die Kinder beschäftigt. — Der Wert der alten griechischen Poesie, vor allem des Homer und Sophokles, trat ihm jetzt erst lebendig vor die Seele. Nach einem Jahre hörte das Amt des Erziehers für Geibel auf, da der Gesandte nach Rußland zurückkehren wollte. Nunmehr unternahmen Geibel und Curtius die schon lange geplante Studienreise zu Lande und zu Wasser. Die Reise nach den Cykladen, durch die Inselwelt des ägäischen Meeres bildete den Glanzpunkt ihrer griechischen Erinnerungen. Auf Naxos blieben sie 3 Wochen; beiden ist dieser Aufenthalt unvergeßlich geblieben, schreibt Curtius*): —

„Es waren Wochen der schönsten Freiheit und Muße, die wir in den Klöstern von Naxos verlebten, still und zurückgezogen und doch voll mannigfacher Anregung, die uns aus dem Altertum, dem Mittelalter und der Gegenwart zuströmte. Wir lernten die Menschenwelt von ganz neuen Seiten kennen und betrieben dabei allerlei Studien.“

Dort setzten die Freunde die Verdeutschung griechischer Lieder fort, die sie in Athen begonnen hatten. Auf Naxos soll Geibel u. a. das formvollendete Lied: „Leichter Sinn“ gedichtet haben:

„Und wie wär' es nicht zu tragen
Dieses Leben in der Welt?
Täglich wechseln Lust und Plagen,
Was betrübt und was gefällt.
Schlägt die Zeit dir manche Wunde,
Manche Freude bringt ihr Lauf;
Aber Eine sel'ge Stunde
Wiegt ein Jahr von Schmerzen auf.“

Es schließt mit den Worten:

„Nur kein müßig Schmerzbehagen!
Nur kein weichlich Selbstverzeihn!
Kommen Grillen, dich zu plagen,
Wiege sie mit Liedern ein.
Froh und ernst, doch immer heiter
Leite dich die Poesie,
Und die Welle trägt dich weiter,
Und du weißt es selbst nicht, wie.“

I, 134.

Der gefällige Ton dieses Liedes erinnert an manche Lieder Goethe's, z. B. „Dauer im Wechsel“ u. a.

*) Leimbach-Trippenbach a. a. O. Seite 52.

Oft und gern gedenkt Geibel dieser glücklichen Tage, in denen er es für seine Pflicht ansah, all sein Sinnen und Denken „in das Schöne zu senken“, z. B. in seinen „Liedern aus alter und neuer Zeit“:

„O wie floß mir beglückt der Tag,
Als ausrastend ich weiland
Unter deinen Cypressen lag,
Naxos, blühendes Eiland.

— — — — —
Eins nur kann' ich als hohe Pflicht,
All mein Sinnen und Denken
Fromm mit jeglichem Morgenlicht
In das Schöne zu senken.“

III, 48.

Auch in der schönen Elegie „Charmion“, in welcher der Dichter aus dem Schrein die „verwitternden Blätter“ hervorsucht, die er dereinst im Genuß goldener Tage beschrieb, erinnert er sich der „seligen“ Inseln:

„Wohl kenn' ich euch noch, ihr seligen Inseln,
Die des ägeischen Meers purpurner Gürtel umschlingt:
Naxos Rebengebirg und des taubenumflatterten Andros
Winkende Höhn, von der Nacht schwarzer Cypressen gekühlt,
Und in Blüten verhüllt Parichia's schwebende Gassen,
Die vielfältig vom Meer über den Felsen sich ziehn.
Zaubrische Stadt —“

IV, 30.

Parichia scheint es dem Dichter ganz besonders angetan zu haben; in den „Erinnerungen aus Griechenland“ taucht ihm besonders „im Kranze ihrer Palmen und Cypressen“ das reizende Parichia auf, und er kann Jedem nur raten, diesen Erdenwinkel aufzusuchen:

„Wahrlich, aus dem Weltgetriebe
Flücht' in diese stille Bucht,
Wer die Sehnsucht, wer die Liebe,
Wer der Schönheit Urbild sucht.“

III, 178.

In Athen, wohin die Freunde wieder zurückkehrten, verlebten sie fröhliche Tage in dem Hause eines Süddeutschen, Rupp, bei dem sich deutsche Maler, Architekten, junge Kaufleute zusammenfanden. In einem „Ghasel“ hat Geibel einen solchen feuchtfröhlichen Abend geschildert:

„Zur Zeit, wenn der Frühling die Glut der Rosen entfacht in Athen,
Wie dämmert so lieblich alsdann die duftige Nacht in Athen! — —
Wir aber bekränzen das Haupt und füllen den Becher mit Wein,
Gedenkend, wie Socrates einst die Nächte verbracht in Athen u. s. w.“

I, 112.

Im Winter vollendeten die beiden Freunde ihre griechischen Übersetzungen und widmeten sie unter dem Titel „Klassische Studien“ der Königin Amalie. —

Bis zu seinem Lebensende hat der Dichter die dankbare Erinnerung an den 2jährigen Aufenthalt in Griechenland treu bewahrt. Immer wieder betont er es, daß ihm dort erst das wahre Verständnis der griechischen Kunst aufgegangen und daß das „Ringens nach dem einfach Schönen“ fortan sein Ideal geblieben. In einem seiner „Distichen aus Griechenland“ hat er es kurz zusammengefaßt, was er dem Süden zu verdanken habe.

„Was ich bin und weiß, dem verständigen Norden verdank ich's;
Doch das Geheimnis der Form hat mich der Süden gelehrt.“ I, 107.

Im Frühjahr 1840 kehrte Geibel nach Lübeck zurück; durch die steierischen Berge ging es mit der Post nach Wien, von da schnell nach seiner Vaterstadt, deren Pfingsttagsglocken ihn feierlich empfingen. Wie schön und rührend hat er in der 9. „Elegie“ diese Heimkehr geschildert!

„Samstag war es vor Pfingsten,
Und auf morgen zum Fest luden die Kirchen das Volk.
Aber ich lauschte bewegt und erkannte die einzelnen Glocken,
Wie sie vom Jakobsturm riefen und drüben vom Dom,
Bis du zuletzt einfielst, majestätische Stimme Mariens
Und den metallenen Chor schwelltest mit tiefem Gesang.
O da ging mir das Herz weit auf, und dem Strome der Tränen,
Der vom Auge mir heiß flutete, wehrt' ich umsonst,
Denn was immer die Welt mir Köstliches draußen geboten,
Süßer empfand ich das Glück, wieder zu Hause zu sein.
Doch mit erneuerter Hast jetzt flogen die Räder, und jubelnd,
Eh das Geläut noch verhallt, lag ich der Mutter im Arm.“ V, 98.

Nach seiner Rückkehr veröffentlichte Geibel seine „Gedichte“ (1. Periode), die anfangs mit geringem Beifall aufgenommen wurden, heute aber bereits die 119. Auflage erlebt haben. Er führte von nun ab ein „Wanderleben“. Oft war es für ihn eine Zeit des „bangen Wartens und der Einsamkeit“, wie er in seinem Gedicht „die Lachswehr“ sagt:

„Verfehlt erschien
Mir all mein Streben, Täuschung selbst der Muse Ruf,
Der immer wieder lockend an mein Herz erging.“ III, 232.

In dieser Zeit erhielt er von einem Freunde seines Vaters, dem Freiherrn v. der Malsburg, eine Einladung nach Schloß Escheberg bei Cassel, wo er die von dem Bruder des Freiherrn hinterlassene spanische Bibliothek ordnen sollte. Infolgedessen beschäftigte er sich eifrig mit spanischen Studien und hat später Romanzen und Volkslieder der Spanier übersetzt und mit Paul Heyse das „Spanische Liederbuch“ herausgegeben. Das in Escheberg verlebte Jahr rechnete er stets zu einem der glücklichsten seines Lebens. In der 10. „Elegie“ und in der „Lachswehr“ hat er dankbar dieser Zeit gedacht, in der er „losgelöst vom kleinen Druck des Lebens, mächtiger bald die Flügel rühren und der eignen Kraft vertrauen lernte“.

Von seinen „Wanderjahren“ spricht er unmittelbar darauf:

„Gesangerfüllte Wanderjahre lebt' ich nun,
Durch Freud' und Leid vom Lied getragen. Rhein und Spree
Und Neckar grüßt' ich und zuletzt den Oderstrand
Wo hoch im alten Ehrenschnuck die Eiche grünt.“

III, 233.

Einen herrlichen Sommer 1843 brachte Geibel in St. Goar mit Freiligrath und Schücking zu. Der Dichter soll sich auch dieser Zeit besonders gern erinnern und mit Ergötzen immer des Ausrufs ihres dortigen Hauswirts gedacht haben*): „3 Collegen — und doch gar kein Brotneid unter ihnen.“

Die interessanteste Zeit aus Geibel's späterem Leben bleibt jedenfalls die Münchener. Durch den edlen und kunstliebenden König Maximilian II. wurde er 1852 an die Universität München berufen, um als Honorarprofessor über deutsche Literatur und Ästhetik zu lesen. Während des Sommers sollte er nach Belieben leben und nur im Wintersemester an der Universität wirken. In dieser Zeit vermählte er sich mit Amanda Trummer (in seinen Gedichten „Ada“ genannt), mit welcher er eine leider nur kurze, aber ideal glückliche Ehe geführt hat. Wie selig schildert er seinen Hochzeitstag:

„Da saß ich droben im bekränzten Gartensaal
Ein sel'ger Mann — und neben mir
Im Schmuck der Myrte holderglüht die Braut,
Die mir Beglücktem an des Herbstes Grenze noch
Den vollen Frühling ihrer jungen Seele gab;
— — — — —

Ach, sonder Ahnung, daß auch diese Seligkeit
Dahingehen sollte wie ein rascher Sommertag.“

III, 233.

In München bot das Leben dem jungen Paare reiche Abwechslung durch anregenden Verkehr, namentlich auch mit Künstlern. So wurde Kaulbachs Atelier besonders gern aufgesucht. Im ganzen hat Geibel aber das Stilleben in der Häuslichkeit dem Schwarm der Gesellschaft stets vorgezogen, wie er in seiner Epistel „Aus Travemünde“ es ausgesprochen hat:

„In gesammelter Stille
Fühlt' ich mich glücklicher stets, als im summenden
Schwarm der Gesellschaft,
Der zum Ernste zu träg und zu steif für den Scherz . . .“

IV, 38.

Seine erste Vorlesung über Poetik fand solchen Zuspruch, daß er, ähnlich wie einst Schiller in Jena, einen größeren Saal nehmen mußte.

Leider ließ seine Gesundheit viel zu wünschen übrig. Deshalb mußte er auch die Einladung des Monarchen, ihn nach Italien und Rom zu

*) E. Geibel. Ein Gedenkblatt, Lübeck, Grautoff 1884, Seite 14.

begleiten, dankend ablehnen. Im nächsten Jahre wurde das Glück der Eltern durch die Geburt eines Töchterchens Ada Marie erhöht. Bald darauf mußte Geibel nach Carlsbad gehen. Die Briefe, die er von dort an Ada schrieb, sind von innigster Liebe durchweht und ein Zeugnis seiner idealen Auffassung des Ehestandes. Dies tritt besonders in dem einen Briefe hervor, den er unmittelbar nach dem Tode seines Vaters schrieb. Er spricht darin von manchen Fehlern, z. B. Unfügsamkeit, Mangel an Selbstbeherrschung, mit denen er oft zu kämpfen habe. „Stehe Du mir denn auch in diesem Kampfe fest und treu zur Seite — so fährt er fort — und mit leisem, liebem Wort hilf mir das wilde Element dämpfen und beschwichtigen. Das ist ja der höchste Segen des Ehestandes, daß Einer den Anderen auch innerlich heben und tragen, daß Einer an dem Anderen täglich besser, reiner und himmlischer werden soll . . .“*)

Im nächsten Winter wurde Geibel mit Paul Heyse und Riehl innig befreundet. Gern besuchte er auch die Abendgesellschaften, zu denen vom Könige Max Vertreter der Kunst und Wissenschaft eingeladen wurden; Geibel durfte dabei nie fehlen, sonst wurde die Gesellschaft abgesagt. Dieser Abende gedenkt Geibel in seinem „Am Ostersonntag“:

„Und jener trauten Stunden dacht' ich dann
Im hohen bilderdunkeln Teppichsaal,
Wo er, mit ernsten Männern im Gespräch,
Das stillgeschäft'ge Walten der Natur,
Der Vorzeit Bücher sich enträtseln ließ.
Denn eine nimmermüde Sehnsucht zog
Ihn zu des Lebens Tiefen . . .“

III, 260.

Auch Musik und Gesang mußte „solcher Stunden Ernst erheitern“. Die Freundschaft beider Männer war gegenseitig. Das hat Geibel auch in anderen Gedichten ausgesprochen, z. B. im „Prolog zur Eröffnungsfeier des Hoftheaters zu München“ am Geburtstage des Monarchen, worin er ihn als „den Schirmvogt der Kunst und jedes geistgebornen Tuns“ preist.

Im nächsten Sommer zog Geibel mit Frau und Kind nach Lindau am Bodensee und verlebte dort glückselige Tage.

„Und fern, vom weißen Säntüsgipfel überragt,
Azurnen Schimmers, wie ein Stück vom Himmel, blaut
Der See von Lindau, dessen üppig Rebgestad
Den schönsten meiner Herbste sah.“

IV, 34.

Krank kehrte Ada zurück und konnte sich seitdem nicht wieder erholen. „Krank und siech im Bette sitzend, brachte sie das letzte Jahr ihres Lebens zu. Sie litt, ohne zu klagen.“**) Am 20. November erlöste

*) Litzmann a. a. O., S. 149.

**) Leimbach-Trippenbach a. a. O., Seite 132.

sie ein sanfter Tod von ihren Leiden. Von jetzt ab lebte Geibel teils in München, teils in Lübeck, wohin es ihn in jedem Frühling mit neuer Sehnsucht trieb, denn dort wurde seine Tochter im Hause des Schwagers erzogen. In München scharte sich ein immer größerer Kreis von Dichtern um ihn: Heyse, Dahn, Lingg, Scheffel, Bodenstedt, Schack u. A. Man gab dieser Gesellschaft den Namen „Krokodil“. Im November vorigen Jahres ist Hans v. Hopfen als einer der letzten noch Lebenden aus jenem berühmten Dichterkreise dahingegangen, unlängst hat Hermann v. Lingg, wohl das älteste überlebende Mitglied, seinen 85. Geburtstag gefeiert. In München schrieb Geibel seine beiden Dramen „Brunhild“ und „Sophonisbe“.

1864 starb sein Gönner Maximilian II., dem er in dem herrlichen Sonett „Auf König Max II.“ und dem schon vorher erwähnten „Am Ostersonntag“ ein dankbares, ehrenvolles Denkmal gesetzt hat. Nun war auch seines Bleibens nicht mehr lange in München. Wegen der in seinen Gedichten hervortretenden politischen Tendenzen und weil er den König Wilhelm I. gelegentlich eines Besuches in Lübeck in einer schwungvollen Ode begrüßt hatte, zog er sich das Mißfallen Königs Ludwig II. zu. Er verlor seine Stellung in München und siedelte dauernd nach seiner Vaterstadt Lübeck über. Sehr offen sprach sich der Dichter in einem Brief an den König über seine politischen Anschauungen aus: „Ich möchte darauf hinweisen, daß ich mich zu diesen Grundanschauungen, die mir gegenwärtig das Allerhöchste Mißfallen zugezogen haben, nicht erst in jüngster Zeit, sondern von jeher offen und unumwunden bekannt habe. Die Sehnsucht nach einer festeren Einigung des deutschen Vaterlandes, das Verlangen nach Kaiser und Reich klingt schon in meinen frühesten Gedichten, auch in jenen, die längst in Aller Händen waren, als mir der Ruf nach München zu Teil wurde. In diesem Verlangen bin ich mir allezeit treu geblieben, und wenn dasselbe seit den Ereignissen des Jahres 1866 eine bestimmtere Gestalt annehmen mußte, so lag das in den Zeitgeschicken, nicht in mir. Abgesehen jedoch von der Idee einer Wiedervereinigung sämtlicher deutschen Fürsten und Volksgeschlechter zu einem großen Ganzen unter Kaiserlicher Obhut bin ich mir bewußt, niemals einem Gedanken Ausdruck geliehen zu haben, der das vollkommen berechnete Selbstgefühl des bairischen Stammes auch nur im mindesten hätte verletzen können.“*)

In Lübeck sonnte er sich an dem Glück seiner an den Senator Dr. Fehling verheirateten Tochter Marie und an den heranwachsenden 7 lebensfrischen Enkelkindern. Auch sah er noch seinen Jugendtraum und seinen Lieblingswunsch von der staatlichen Einigung Deutschlands in Erfüllung gehen und griff während der Kriegsjahre 1870/71 nach

*) Emanuel Geibel-Denkwürdigkeiten von Carl Theodor Gaedertz, Berlin 1886, Seite 160 u. 161.

längerer Pause wieder voll in die Saiten. Wie schön hat er diese ihm noch zu teil gewordenen Freuden in den „Spätherbstblättern“ in dem letzten seiner „Lieder aus alter und neuer Zeit“ besungen:

„Im Spätherbstlaube steht mein Leben,
Zu Ende ging das frohe Spiel,
Die Sonn' erblaßt, die Nebel weben,
Und bald, ich fühl's, bin ich am Ziel.
Doch nicht in klagenden Akkorden
Hinsterben soll mein Harfenschlag,
Zwei Freuden sind mir noch geworden,
Drum ich beglückt mich preisen mag.
Ich sah mit Augen noch die Siege
Des deutschen Volks und sah das Reich
Und legt' auf eines Enkels Wiege
Den frisch erkämpften Eichenzweig.“

IV, 112.

Am 6. April 1884 wurde er von seinen langjährigen Leiden durch einen sanften Tod erlöst. So war seine Bitte erfüllt, die er in einem Gedichte ausgesprochen:

„Mir gib, wenn flugmüde dereinst
Mein Fittich sinkt, im heimischen Grund,
Mutter, ein Grab.“

V, 74.

Ein ehrenvolles Leichenbegängnis wurde ihm zu teil, wie kaum einem deutschen Dichter. Pastor Lindenberg, ein Neffe des Dichters, hielt eine tief ergreifende Grabrede, worin er u. a. sagte: „So lange noch unsere Kinder mit Jubel die Knospen des Mai begrüßen und die Wolken wandern sehen am himmlischen Zelt, so lange noch deutschen Jünglingen, deutschen Männern das Herz aufgeht beim Gedanken an das Vaterland, das „eine große, wundervolle“, so lange noch Tiefe und Reinheit des Gefühls die Zierde deutscher Weiblichkeit ist, so lange noch ernste deutsche Gemüter das Geheimnis der Sehnsucht, das „Heimweh nach der Ewigkeit“ empfinden, — so lange wird E. Geibel, der fromme deutsche Sänger von Gottes Gnaden, in den Herzen unseres Volkes unvergessen bleiben.“ Er schloß mit den Worten: „So lassen Sie uns denn von diesem Grabe scheiden mit der lebendigen Hoffnung, daß es über der sterblichen Hülle, die wir hier eingesenkt haben, als eine Saat von Gott gesäet zur Auferstehung zu reifen, dereinst seine letzte, höchste Erfüllung finden wird, was unseres Dichters Wahlspruch und Losungswort und vielfache Erfahrung im Leben gewesen ist:

„Es muß doch Frühling werden.“*)

*) E. Geibel. Ein Gedenkbuch. Herausgegeben von Arno Holz. 1884. Seite 130 u. 132.

Selten hat wohl ein Dichter seinen Beruf als eine so ernste und heilige Pflicht aufgefaßt wie Geibel. Darum wendet er sich an Gott selbst mit der Bitte:

„Gib Deinen Geist zu meinem Liede, daß rein es sei,
Und daß kein Wort mich einst verklage, sei Du mit mir!“

II, 42.

Wie treu und gewissenhaft hat er die hohen Anforderungen erfüllt, die er selbst an einen wahren Dichter stellt! In seinem 13. „Distichon aus Griechenland“ sagt er darüber:

„Viel zu wissen geziemt und viel zu lernen dem Dichter,
Ach, für seinen Beruf dünkt mir das Leben so kurz.
Denn er kenne die Welt und ihre Geschichten, er gehe
Bei den Alten mit Lust wie bei den Neuen zu Gast.
Fremde Länder und Sprachen erforsch' er mit willigem Eifer,
Sei im Norden und sei unter den Palmen zu Haus.
Aber vor Allem versteh' er das Herz und die ewige Leiter
Seiner Gefühle: die Lust kenn' er und kenne den Schmerz.
Was aus Säul' und Gemälde dich anspricht, wiss' er zu deuten,
Was dir des Waldes Geräusch flüstert, er fass' es ins Wort.
Kunst und Natur und Welt und Gemüt, er beherrsche sie alle:
Aber der Tor nur verlangt, daß ein Gelehrter er sei.“

I, 111.

Geibel hat sich auf allen Gebieten der Dichtkunst versucht, aber die Palme hat er anerkanntermaßen als Lyriker errungen. Er besaß „die Kunst des Lyrikers“, von der er selbst sagt:

„Das ist des Lyrikers Kunst, aussprechen was Allen gemein ist,
Wie er's im tiefsten Gemüt neu und besonders erschuf;
Oder dem Eigensten auch solch allverständlich Gepräge
Leihn, daß Jeglicher drin staunend sich selber erkennt.“

V, 36.

Alle seine Dichtungen zeichnen sich durch große Formvollendung aus; gerade darin hat er Meisterhaftes geleistet. Deshalb kann man auch auf ihn wieder sein eignes Wort beziehen:

„Tief zu denken und schön zu empfinden ist Vielen gegeben,
Dichter ist nur, wer schön sagt, was er dacht' und empfand.“

V, 78.

Die Form darf aber ebenso wenig wie der Inhalt einseitig betont werden, sondern beide müssen sich harmonisch mit einander verbinden:

„Die schöne Form macht kein Gedicht,
Der schöne Gedanke tut's auch noch nicht;
Es kommt drauf an, daß Leib und Seele
Zur guten Stunde sich vermähle.“

II, 118.

Es wäre unmöglich, die Vielseitigkeit des Dichters in Stoff und Form, Inhalt und Ausdruck zur vollen Anschauung zu bringen und auf alle

Schönheiten der Geibel'schen Lyrik näher einzugehen. Deshalb will ich mich auf eine möglichst zusammengedrückte Auswahl beschränken und nur die hauptsächlichsten Gesichtspunkte hervorheben. —

Vor Allem ist Geibel durch und durch ein religiöser Dichter gewesen. Wohl kaum hat ein anderer Dichter so fest auf dem ewigen, in Christus gelegten, Grunde des Lebens gestanden wie er, — trotzdem der Name Christi in seinen Gedichten nie genannt wird. Und gerade dieser christlich fromme Glaube einer starken deutschen Mannesnatur als tiefster und innerster Kern seiner Dichtungen hat ihm die Zuneigung der Besten und Edelsten zufallen lassen. Nicht hat er etwa einzelne Teile und Punkte des christlichen Glaubens im Ton des Kirchenliedes besungen; aber er hat seinem Volke vom Herrn, den er innerlichst im Herzen getragen, in ergreifender rührender Weise vorgesungen. Stets blieb er sich des innigen Zusammenhangs mit Gott in Andacht und Gebet bewußt:

„Strecke die Hand nur empor im Gebet! Gott faßt sie von oben,
Und die Berührung durchströmt Dich mit geheiligter Kraft.“

V, 48.

Durch alle seine Dichtungen zieht sich ein kindlicher, zuversichtlicher und unerschütterlicher Glaube hindurch, der ihn auch in den dunkelsten und schwersten Stunden seines Lebens nie verlassen hat. Dieser Glaube muß jedoch innerlich erlebt und erfahren werden, wenn er eine erneuernde Kraft auf den Menschen ausüben soll.

„Jeglicher Glaub' ist ein Wahn, den du nicht selber erfährst;
Nur was selbst du erkennst als ein Göttliches, das dir herabkam,
Hat, ein lebendiger Hauch, dich zu verwandeln die Macht.“

II, 216.

Und wie hat Geibel es verstanden, über Grab und Tod hinaus sich und Andere zu trösten in Liedern, die von verklärenden Ewigkeitsgedanken durchwoben sind.

Zuvor möchte ich noch auf ein Gedicht hinweisen „An den Schlaf“. Hier nennt Geibel zunächst den Schlummer „ein heilig Bad“, dann fährt er fort:

„So ist der Tod
Auch ein Bad nur.
Aber drüben am anderen Ufer
Liegt uns bereit
Ein neu Gewand.“

II, 224.

Damit wollte der Dichter zunächst an eine alte heidnische Sage anknüpfen. Denn auch aus grauer Heidenzeit tönen uns ahnungsvolle Stimmen von einem neuen ewigen Leben in verklärter Gestalt, jenseit des großen Flusses, entgegen. Der Fluß oder See, über den der Betreffende schwimmt, ist der Totenfluß; das Ablegen des Kleides, bevor er seine

Schwimmfahrt antritt, erinnert an den alten, auch germanischen Glauben, wonach der Körper ein Gewand der Seele ist, und der uns „aus dem modernen Worte „Leichnam“, d. i. Fleischgewand,“ entgegenklingt. —

Und nun komme ich zu dem Schönsten und Größten, was meiner Meinung nach Geibel als religiöser Dichter geschrieben hat: zu den Liedern, die er dem Andenken „Ada's“, seiner zu früh verstorbenen Gattin, geweiht und ihr als unverwelklichen Blütenstrauß auf das Grab gelegt hat. Wie hat er es verstanden, diesen schwersten Schicksalsschlag, der ihn im Leben getroffen, zu tragen und ihn, wie jeden „Schmerz als Boten Gottes“ aufzufassen. Hören wir ihn selber:

„Als sie mit Blumen bekränzt mir hinaus die Geliebte getragen,
Die mir das Teuerste war, was ich auf Erden besaß,
Und ich verwaist nun wieder mich fand in den öden Gemächern,
Wollt' in unendlichem Schmerz blutend das Herz mir vergehn;
Bleiern und dumpf wie ein lastender Druck umfing mich das Leben,
Und wie ein blasses Phantom schwand mir im Nebel die Welt;
Selber zu weinen war mir versagt, und in schmerzlicher Selbstsucht
Nur in des Tods Abgrund starrt' ich verlangend hinab.
Aber gewaltiger sind als der Tod die Mächte des Lebens,
Und an sich selber gemach reift im Erdulden der Schmerz;
Leise zeitigend rührt ihn die Sonne der wandelnden Tage,
Und balsamischen Tau träufeln die Nächte herab,
Bis er zuletzt wie die Frucht, die herb und steinern am Ast hing,
Aus der Erstarrung empor milder und milder sich löst.
Und so kühlt sich mir nun in Tränen die brennende Wimper;

— — — — —
Durch die Schatten des Grams wie ein Strahl bricht tröstlich der Glaube,
Der im Schwersten den Schluß waltender Liebe noch ahnt.“

Nachlaß, 278 u. 279.

In dem Gedicht „Um Mitternacht“ sitzt er gedankenvoll bei Lampenschein am offenen Fenster, durch das der Hauch der Sommernacht hineinzieht. Da fällt sein Blick auf Ada's Bild, himmlisch leuchtend tritt ihr ganzes, reines Wesen vor ihn hin, seine düsteren Gedanken beschäftigen sich sinnend mit Tod und Grab. Auf die zweifelnde Frage, die ihn beschleicht: „Werd' ich dich wiedersehen?“ gibt er sich den zuversichtlichen Trost: Kann je, was Liebe hier erwarb, verloren gehen? Und weißt du noch von mir?

„O gib mir, hast du Macht,
Ein Zeichen noch so stumm! —
Da schlug es Mitternacht
Und zaudernd blickt' ich um.
Ein süßes Duften flog
Vom Kranz, der zitternd hing,
Und um die Lampe zog
Ein weißer Schmetterling.“*)

III, 237.

*) Bekanntlich das Sinnbild der Seele.

Oft zieht, wenn er allein in Gedanken versunken dasitzt, eine Ahnung durch sein Herz, „daß geliebte Tote jetzt drüben sein gedenken“. Von welcher ergreifenden Wirkung ist es, wenn die verklärte Gattin ihm im Traume erscheint und ihm tröstend zuruft: „Was härmst du dich, ich bin nicht weit.“ Und dieser Zuruf fand ein kräftiges Echo in seinem Innern, er wußte sich schließlich zu der Gewißheit aufzuschwingen, daß „ihr Lieben auch durch den Tod noch zu ihm dringt.“ III, 122.

Waldesschauer und Meeresbrausen, die so oft ihre helfende beruhigende Macht ausgeübt haben, bittet er immer wieder:

„Singt dem Müden, Sehnsuchtskranken
Das verwaiste Herz in Ruh!
Deckt mit Ewigkeitsgedanken
Der Geliebten Grab mir zu!“

III, 121.

Passen die Schlußworte des schönen Liedes: „Durch Erd' und Himmel leise Hinflutet eine Weise Wie sanftes Harfenwehn, Die jedem Dinge kündet, Wozu es ward gegründet, Woran es soll vergehn“ u. s. w. nicht ganz zu dem kurzen Liebesglück Ada's?

— — — „Sie spricht
Zum Weibe: Lieb' und stirb!“

III, 61.

Ausführlicher möchte ich auf die religiöse Seite der Geibelschen Lyrik nicht eingehen, da ich vor einigen Jahren in den „Deutsch-evangelischen Blättern“ von Beyschlag*) einen Aufsatz darüber veröffentlicht habe und dort Gesagtes nicht wiederholen möchte.

Mit der tiefen Religiosität geht Geibel's Freude an der Natur Hand in Hand, die er in ihren tiefsten Geheimnissen belauscht hat. In einem seiner „Lieder aus alter und neuer Zeit“ sagt Geibel, „daß der Dichter Alles singen mag, aber viel gehört der Zeit, mag er zorn'gen Kampf erheben, wenn's der Augenblick gebeut; doch dazwischen soll er weben, was sich fort und fort erneut. Es werden einst Geschlechter — —“ und schließt mit den Worten:

„Das nur wird durch ihre Reihen
Gehn mit vollem Widerklang,
Was er von den ew'gen Dreien
Gott, Natur und Liebe sang.“

III, 56.

Darum sagt Nietzki**) in der Einleitung seiner trefflichen Schulausgabe mit Recht: „Gott und Natur sind für ihn so untrennbare Begriffe wie Natur und Liebe“ und weiter „Geibel's Naturbetrachtung wird dadurch vertieft, daß er sich von der Schöpfung zum Schöpfer erhebt.“

*) Deutsch - evangelische Blätter, 12. Jahrgang, Heft I, Seite 39—55: E. Herford: „Emanuel Geibel als religiöser und patriotischer Lyriker.“

**) Prof. Dr. M. Nietzki, Gymnasialdirektor in Demmin: „Geibels Gedichte. Auswahl für die Schule mit Einleitung und Anmerkungen. Zweite verbesserte Auflage. Stuttgart, 1899 bei J. G. Cotta.

Die Natur ist ihm eine lebendige Predigt der Liebe Gottes, deren Spuren er überall wiederfindet. Der „Himmel ist ihm ein glänzend aufgeschlagenes Auge, durch dessen blauen Schimmer du in den Abgrund aller Liebe, tief in Gottes Herz hinabseh'n magst“. III, 45.

Wie hat er die erwachenden Kräfte der Natur und das wunderbare Flüstern in den Wipfeln der Bäume im Frühling belauscht:

„Mir ist, als könnt' ich spüren
Im Wind, im Dufte der Flur,
Wie sich die Kräfte rühren
Der schaffenden Natur.“ —

„Tief im grünen Frühlingshag
Durch die alten Rüstern
Wandelt leis' am schönsten Tag
Wundersames Flüstern.
Jedes Läublein spricht: Gott grüß!
Zu dem Laub daneben,
Alles atmet tief und süß
Heil'ges Friedensleben.“

II, 37 u. 38.

An einer anderen Stelle spricht er von den Zauberliedern des Frühlings:

„Nun winkt's und flüstert's aus den Bächen,
Nun duftet's aus dem Tal herauf;
In ungestümer Sehnsucht brechen
Die Knospen und die Herzen auf.

— — — — —
Das sind die alten Zauberlieder,
Die hell ins Land der Frühling singt,
Daß tief durch alles Leben wieder
Ein ungeduldig Hoffen dringt.“

III, 50.

Ein Beweis dafür, daß er sich von der Schöpfung immer zum Schöpfer erhebt, ist u. a. das Gedicht „Frühlingsbrausen“. Er will ganz allein im Walde dahingehen, um sich am frühen Duft der Veilchen zu berauschen und dem heiligen Brausen in der Luft zu lauschen.

„Mir ist's, als schief in dir
Der Einklang aller Stimmen,
Die später durch's Revier
Des Mai's gesondert schwimmen;

Als sprächst du aus gesamt
Die tausend Schöpfungstriebe,
Damit die Welt durchflammt
Der Ratschluß ew'ger Liebe.

Du mahnest wundersam
Mich an das Sausen wieder,
Drin einst zu Pfingsten kam
Der Geist des Herrn hernieder.“

II, 54.

Wenn man eines Dichters Ausdrucksfähigkeit und innere Anschauung mit Recht nach seinem Verhältnis zur Natur beurteilt und eingeschätzt hat, so ist Geibel auf dem Gebiete der Naturlyrik geradezu ein Meister zu nennen.

Nicht bloß des Frühlings Stimmen hat er unnachahmlich zu belauschen verstanden, sondern die Sprache aller Jahreszeiten.

Wie Frühling und Sommer, so liebt er besonders auch den durchsichtig klaren Herbsttag:

„Herbstlich sonnige Tage
Mir beschieden zur Lust,
Euch mit leiserem Schlage
Grüßt die atmende Brust.

— — — — —
Jedem leisen Verfärben
Lausch' ich mit stillem Bemühn,
Jedem Wachsen und Sterben,
Jedem Welken und Blühn.
Selig lern' ich es spüren,
Wie die Schöpfung entlang
Geist und Welt sich berühren
Zu harmonischem Klang.
Was da webet im Ringe,
Was da blüht auf der Flur,
Sinnbild ewiger Dinge
Ist's dem Schauenden nur. — — “

II, 70.

Ja, er zieht die sonnenklare Herbstesruhe fast dem Frühlinge vor:

„Was mich süßer fast wie du,
Lenz, erquickt und tränkt?
Sonnenklare Herbstesruh,
Welche dein gedenkt.“

IV, 194.

Wie vermag er ferner des Winters Freuden für die Jugend zu schildern, mit wie feiner Beobachtungsgabe hat er den Reiz des Schlittschuhlaufens wiedergegeben!

„Sei mir gegrüßt, o klingender Frost, du bringst uns die Sonne
Wieder zurück; tiefklar wölbt sich das schimmernde Blau;
Siehe, da drängt sich die Jugend hinab zur spiegelnden Eisbahn,
Welche des Nordwinds Hauch über der Tiefe gebaut.
Auf der gediegenen Flut welch buntes Gewimmel! Es wiegt sich
Weithin kreisend die Schar auf dem beflügelten Stahl.
Wie sie sich suchen und fliehn! Hell flattern die Schleier der Mädchen,
Wo sich die Lieblichste zeigt, stürmen die Jünglinge nach.
Zaghaft, nahe dem Ufer versucht sich der Mindergeübte,
Doch in die Weite des See's lockt es den Meister hinaus.“

IV, 165.

Ebenso anschaulich schildert er den Reiz einer Schlittenfahrt:

„In das verschneite Gefild mit stattlich befiederten Rappen
 Fliegt, vom Schellengeläut klingend, ein Schlitten hinaus.
 Weithin blitzt das Metall des Geschirrs und die Vliese der Pardel,
 Prächtig mit Purpur gesäumt, bläh'n sich gehoben im Wind.
 Aber die Jungfrau schmiegt an den Freund sich mit brennenden Wangen,
 Der das erles'ne Gespann kräftig und sicher beherrscht.
 Eros flattert den Rossen voraus, und im gastlichen Forsthaus
 Für das begünstigte Paar deckt er den Tisch am Kamin.“

IV, 166.

Ebenso wie die Jahreszeiten hat Geibel auch die Tageszeiten mit feiner Beobachtungsgabe besungen. Wie feierlich stimmt z. B. sein „Sonntagmorgen im Walde“! An einem klaren „goldbeschwingten“ Frühlingstage, an dem „die Welt in frischverjüngtem Laube prangt“, ist er hinausgegangen in die grüne Waldeinsamkeit.

„O welch ein Duft hier, welch ein stilles Sprossen!
 Das Veilchen grüßt, die Blüte springt am Strauch;
 Von fernen Türmen kommt Geläut geflossen
 Und mischt sich in der Schöpfung Opferrauch,
 — — — — —
 Ich fühl's, ich hab ein Heiligtum betreten,
 Und all mein Wesen wird ein wortlos Beten.“

Hier draußen in der Natur empfindet er die Nähe des Ewigen und das Wehen seines Geistes:

„Da spielt vom Geist, der einst in Feuerzungen
 Herabfuhr, auch um meine Stirn ein Wehn;
 Voll Ehrfurcht lern' ich, was mir fremd geklungen,
 Als zeitlich Kleid der Ewigkeit verstehn!“

IV, 47.

Eine ähnliche Stimmung atmet auch die „Morgenwanderung“. Er gibt Jedem, der recht in Freuden wandern will, den Rat, früh vor Sonnenaufgang hinauszugehen.

„Da ist der Wald so kirchenstill,
 Kein Lüftchen mag sich regen;
 Noch sind nicht die Lerchen wach,
 Nur im hohen Gras der Bach
 Singt leise den Morgensegen.
 — — — — —

Da zieht die Andacht wie ein Hauch
 Durch alle Sinnen leise,
 Da pocht ans Herz die Liebe auch
 In ihrer stillen Weise,
 Pocht und pocht, bis sich's erschließt
 Und die Liebe überfließt
 Von lautem jubelndem Preise.“ —

Wie fein hat er ferner den eigentümlichen Zauber des Mittags und die Ruhe in der Natur geschildert in seinem Gedichte „Mittagsstille“:

„Alles still! Kein Lüftchen atmet.
In den mächt'gen Wipfeln rühret
Sich kein Blatt, am See kein Schilfhalm
Neigt sich flüsternd hin und wieder.
Tief im kühlestn Dickicht schlummern
Fink und Amsel, selbst die Sonne
Wandelt müd und lässig blickend
Langsam ihre Bahn im Traume.
Und wie Alles nun im Kreise
Schweigt und ausruht, wie mir selber
Schwer es lastet auf den Wimpern,
Ist es mir, der Weltgeist schlafe.
Nur die Wolken dort, die luft'gen,
Ewig wechselnden Gestalten,
Ziehn im Blau, wie durch die Seele
Wandelbare Träume ziehen,
Schnell geboren, schnell verschwindend.“

II, 134.

Ähnlich im „Mittagszauber“:

„Kein Laut von außen stört; 's ist Feiertag —,
Nur dann und wann vom Turm ein Glockenschlag!
Nur dann und wann der mattgedämpfte Schall
Im hohen Gras von eines Apfels Fall!“

III, 237.

Ebenso unvergleichlich schön ist die Schilderung des Abends und der hereinbrechenden Nacht in der feierlichen Natur:

„Über der dunkeln Haide
Wie weit, wie klar die Nacht!
Mein Aug' in stiller Weide
Versinkt in ihrer Pracht.
— — — — —

Das Haupt zurückgebogen,
Emporgespannt den Blick,
Fühl' ich's in mir wie Wogen
Leis flutender Musik,
Als käm' ein Widerhallen
Von jenen Harmonien,
Darin die Sphären wallen,
Durch meine Brust zu ziehn.“

III, 57.

Wie herrlich schildert er in dem „Geheimnis der Sehnsucht“ die Sommernacht:

„Nun wandelt von den Bergen sacht
Zum See herab die Sommernacht,
Und träumerisch mit heißem Sinn
Durch ihre Schatten schreit' ich hin.“

Berauschend schwimmt im Strom der Luft
 Daher der Rebenblüte Duft,
 Der Glühwurm webt die lichte Bahn
 Im Dunkel an des Turms Gemäuer,
 Und droben glühn mit tiefem Feuer
 Die Sterne rätselhaft mich an.
 Dies ist die Stunde, da das Lied
 Der Sehnsucht durch die Lüfte zieht,
 Die tief in Wald, Gestein und Flur
 Der Kern ist aller Kreatur . . .“

II, 75.

Ich erinnere endlich noch kurz an sein köstliches Abendlied „Gute Nacht“, das er auf der Fahrt von Verona nach Padua gedichtet haben soll, während der Postillon sein Horn blies.*) Der Gesang der Vögel ist verstummt, am klaren Sternenhimmel steht der Mond. Die Nacht selbst in ihrer Stille und Ruhe ist dem Dichter ein Bild der segnenden Liebe Gottes, die Alle auf Erden schirmt und deckt.

„Schon fängt es an zu dämmern,
 Der Mond als Hirt erwacht
 Und singt den Wolkenlämmern
 Ein Lied zur guten Nacht.

— — — — —
 Schlafet in Ruh, schlafet in Ruh;
 Vorüber der Tag und sein Schall;
 Die Liebe Gottes deckt Euch zu
 Allüberall.“ —

I, 143.

Vor Allem hat Geibel aber Wald und Meer verherrlicht. Dort hat er stets, wenn das seelische Gleichgewicht irgendwie gestört war, Ruhe und Frieden wiedergefunden. Wie jauchzt er auf, wenn er nach einer längeren Trennung beide wieder sieht!

„Jetzt erst bin ich zu Haus, Ihr erquickt mir wieder die Seele,
 Laubduft, Wipfelgebraus, kühlender Atem des Meers.“ —

V, 49.

Der Wald gehört für ihn geradezu zum Begriff der Heimatsruhe.

„Über das Meer herweht ein bezaubernder Odem der Fremde,
 Aber von Heimatsruh' rauscht am Gestade der Wald.“

V, 58.

Namentlich im Frühling zog es ihn stets nach dem waldumkränzten Eutin in den „Zauber schauernder Waldeinsamkeit“. Wie versteht er gleichsam die Sprache und die Eigenart eines jeden Baumes zu deuten!

„Wie die Buche sich hebt! So wipfelt deutscher Gedanke,
 Seiner Wurzel bewußt, kühn in den Himmel hinein.

*) E. Geibel. Ein Gedenkblatt, Seite 7.

„Kronlos ragt er empor, der vom Wetter zerklüftete Eichbaum,
 Doch im klaffenden Stamm haben die Bienen gebaut.
 „Sacht mit dem Frührot kost wie ein zärtliches Mädchen die Birke,
 Dem sein blitzend Geschmeid bei der Umarmung entfällt.“ V, 58.
 „Hat es die Tanne gewahrt? Ernst rauschend fährt sie vom Traum auf,
 Zum holdseligen Spiel wiegt sie bedenklich das Haupt.“ V, 59.

In der Schilderung des Meeres und seiner ewig wechselnden Stimmung kommt unserem Dichter nur Heine gleich: zwei sonst in ihrer ganzen Lebens- und Weltanschauung so grundverschiedene Dichter! Heine hat es in seinen „Nordseebildern“ meisterhaft verstanden, das Meer in seiner reichen Abwechslung mit zwingender Gewalt vor unser inneres Auge zu zaubern. In dieser Beziehung sagt Nietzki*): „Das Meer hat Heine in der Tat trefflich beobachtet und ebenso naturwahr, wie großartig geschildert, was Jeder bestätigen wird, der es genauer kennt und liebt.“ — Einzelne Anklänge an Heine dürften sich bei Geibel in dieser Beziehung wohl nachweisen lassen. Er hat vor allem seinen heimischen Ostseestrand, den er von Jugend auf so innig geliebt, meisterhaft verherrlicht. Wie gern weilte er in Travemünde! Prächtig schildert er u. a. das Meer und den „Zauber seines Farbengewogs“ in seiner Epistel „Aus Travemünde“:

„Prächtig entfaltet das Meer im Juwelengeschmeide des Mittags
 Ringsher seinen unsterblichen Reiz, und willig gefesselt
 Leb' ich in süßem Vergessen dahin und genieße der Stunde.
 Bald in den sonnigen Tang am flacheren Strande gebettet,
 Saug' ich den Atem der Flut und vertiefe mich still in den Zauber
 Ihres Farbengewogs, wie sie leis' aufrauschend heranschwillt,
 Vorn wie Opal, malachitgleich dann, dann tiefer smaragdgrün,
 Bis sie zuletzt unermeßlich sich dehnt in dunkelnder Ferne
 Blau wie gediegener Stahl.“ — IV, 36.

Wie anschaulich schildert er ein Seebad in der Morgenfrühe!

„Wenn über'm Meer das Frührot brennt
 Und alle Küsten rauchen,
 Wie lieb' ich dann in's Element
 Befreit hinabzutauchen.
 Tiefpurpurn schwillt um mich die Flut
 Und zittert Well' an Welle;
 Mir dünkt, ich bad' im Drachenblut
 Wie Siegfried einst, der Schnelle.“ IV, 53.

Das 7. seiner „Ostseelieder“:

„Ich lieg' in Träumen
 Am Hünengrab
 Und blick' auf's Schäumen
 Der See hinab.

*) Dr. M. Nietzki: H. Heine als Dichter und Mensch. Berlin 1895. Seite 23.

Mir klingt im Sausen,
 Das fernher zieht,
 Im Wogenbrausen
 Ein uralt Lied.“

erinnert in gewisser Beziehung an das Heine'sche:

„Es ragt ins Meer der Runenstein,
 Da sitz ich mit meinen Träumen.
 Es pfeift der Wind, die Möwen schrein,
 Die Wellen, die wandern und schäumen.“

Einen leisen Anklang an Heine's „Seegespenst“ könnte man in Geibel's „Am Meere“ finden. Der Dichter schildert, wie auch ihm der Wohl laut des Meeres schon als Kind oft in märchenhaftes Traumgebiet verlockt habe:

„Und Alles, was Geheimnisvolles je
 Mir kund ward, dämmert auf in meinen Sinnen:
 Durchsicht'ge Schlösser auf dem Grund der See
 Mit Silberpfeilern und Korallenzinnen;
 Meerkönig saß mit seinem Bart von Schnee
 Auf buntem Muschelstuhl und harfte drinnen,
 Und Nixen spannen zu dem süßen Schall
 Von goldnen Spindeln Fäden von Krystall.“

II, 55.

Wie wunderbar schön ist „Nachts am Meere“:

„Es schlief das Meer und rauschte kaum
 Und war doch allen Schimmers voll,
 Der durch der Wolken Silberflaum
 Vom lichten Monde niederquoll;
 Im Blau verschwamm die ferne Flut,
 Wie Bernstein flimmerte der Sand;

— — — — —
 O was in solcher stillen Nacht
 Durch eine Menschenseele zieht,
 Bei Tag hat's keiner nachgedacht,
 Und spricht es aus kein irdisch Lied.
 Es ist ein Hauch, der wunderbar
 Aus unsrer ew'gen Heimat weht,
 Ein innig Schauen tief und klar,
 Ein Lächeln halb und halb Gebet. . . .“

II, 41.

In einem kurzen Distichon zeichnet er den Zauber einer Vollmondsnacht an der See:

„Leuchtturmsfeuer und Vollmondsglanz und der Reigen der Sterne
 Über der brandenden See — welche bezaubernde Nacht!“

V, 57.

In einem andern vergleicht er das „Distichon“ mit der Brandung:

„Dir, o Brandung, vergleich' ich das Distichon, wie du heranrollst,
 Spritzend dich brichst und zurückbrausend dich selber verschlingst.“

V, 49.

Durch diese Meerlieder hat Geibel unsere deutsche Literatur, die gerade an solchen Stoffen arm ist, wesentlich bereichert. —

In der Natur hat der Dichter stets die schönste Erquickung gefunden und sich in ihr gleichsam verjüngt:

„Wie den ermatteten Körper der Schlaf, so verjüngt ein erquickend
Selbstvergessen in dir, Mutter Natur, uns den Geist.“

V, 54.

Das war sein Trost im Alter geblieben, daß er sich die Freude an der Natur ungeschwächt erhalten hatte und oft noch jauchzen konnte, wie einst als Kind:

„Das ist's, was süßen Trost mir bringt
Und Jugendmut im Alter,
Daß mir, Natur, noch hell erklingt
Dein tausendstimmiger Psalter;
Daß heute noch die Seele mir
Vergeht in süßem Grausen,
Wenn mir zu Häupten im Revier
Die mächt'gen Wipfel brausen;
Daß, wie als Kind, ich jauchzen mag,
Am Dünenstrand zu sitzen,
Wenn über mich vom Wogenschlag
Des Gisichtes Flocken spritzen;

— — — — —
Wieviel ich Täuschung auch erfuhr
Im Leben und im Lieben,
Du bist mir allezeit, Natur,
Du bist mir treu geblieben. . . .“

III, 140.

Weil Geibel die Natur so liebte, so zog ihn seine Wanderlust auch hinaus in die schöne weite Gotteswelt, um immer wieder neue Wunder der Schöpfung kennen zu lernen. Wir fühlen ihm seine Begeisterung nach, wenn er in dem so volkstümlich gewordenen Liede „Der Mai ist gekommen“ singt:

„O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!
Da wehet Gottes Odem so frisch in die Brust;
Da singet und jauchzet das Herz zum Himmelszelt:
Wie bist du doch so schön, o du weite, weite Welt!“

I, 49.

Wohl noch immer erklingt dieses Lied in der ersten Maiennacht aus tausend frischen Studentenkehlen in den lachenden Frühling hinaus, ganz gleich, ob an des Neckars oder an der Saale oder an des Pregels Strand „der Mai gekommen ist“. — Als Geibel, in späteren Jahren noch einmal von Wanderlust ergriffen, die Stätten seiner Studienzeit aufsuchte und in St. Goar auf dem Rückwege von Oberwesel bei der Loreley vorbei kam, trug ein sanfter Windhauch vom Rhein herüber ihm die Strophe an's Ohr: „O Wandern, o Wandern, du freie Burschenlust!“ Er sah ein Segelboot

über die glitzernden Wellen gleiten, Studenten saßen darin und sangen sein eigen Lied:

„Ich lauschte, bis der Klang
Zerfloß in Windesweben;
Doch sah ich drauf noch lang
Das Schifflein glänzend schweben.
Es zog dahin, dahin —
Still saß ich, rückwärts lugend;
Mir war's, — als führe drin
Von dannen meine Jugend.“ —*)

Das „Mailied“ gehört wohl zu den Liedern Geibel's, die am meisten in Musik gesetzt sind. Bekanntlich ist es auch in andere Sprachen übertragen, z. B. in das Französische. Marc Monnier hat neben anderen deutschen Liedern und Gedichten, sogar Goethe's Faust, auch dieses Lied recht geschickt übersetzt. Namentlich scheint mir der letzte Vers dem Original an Frische und Schwung nahe zu kommen:

„Errer, errer toujours, plaisir libre et sans frais,
Quand l'air des champs, des bois, s'épanche en nous si frais,
Quand le coeur chante et vole au soleil qui l'inonde!
Mon Dieu, qu'il est donc beau le vaste, vaste monde!“

Auswahl französ. Gedichte von Gropp und Hausknecht, S. 172.

Nächst „Gott“ und „Natur“ hat Geibel von den „ew'gen dreien“ ganz besonders die Liebe besungen, und zwar stets als die veredelnde Kraft, die den Menschen emporheben soll aus den unlautern Schlacken der Sinnlichkeit zu den lichten Höhen der von Gott stammenden und zu Gott führenden Liebe. Dieses drückt er so treffend in seinem bekannten „Minnelied“ aus:

„Doch suchst umsonst auf irrem Pfade
Die Liebe du im Drang der Welt;
Denn Lieb' ist Wunder, Lieb' ist Gnade,
Die wie der Tau vom Himmel fällt.
Sie kommt wie Nelkenduft im Winde,
Sie kommt, wie durch die Nacht gelinde
Aus Wolken fließt des Mondes Schein;
Da gilt kein Ringen, kein Verlangen,
In Demut magst du sie empfangen,
Als kehrt' ein Engel bei dir ein.“

I, 186.

Namentlich gelingt es dieser Liebe, „die eitle Selbstsucht zu begraben“, und das nennt der Dichter „die köstlichste der Gaben, die Gott dem Menschenherzen gibt“.

Sodann hat Geibel vor Allem das deutsche Vaterland in seinen Liedern verherrlicht. Von Anfang seines dichterischen Auftretens bis zu

*) Gaedertz a. a. O. Seite 152.

seinem Ende hat er das volle ganze Herz für des deutschen Vaterlandes Ruhm und Herrlichkeit behalten und niemals Farbe gewechselt, selbst nicht in den politisch aufgeregten Jahren.

„Seit zum Jüngling ich erstand
Aus der Kindheit Traume,
Dir gehör' ich, Vaterland,
Wie das Blatt dem Baume.“

IV, 183.

Mit seltener Zähigkeit hält er fest an seinem Lieblingstraum von der Wiederaufrichtung deutscher Kaisermacht und weissagt immer wieder in Lied und Wort die Verherrlichung desselben. Eines seiner frühesten Kaisergedichte ist das bekannte „Friedrich Rotbart“. In seinen Gedichten aus dem „Nachlaß“ sagt er selbst, daß er „30 Jahre nach Kaiser und Reich gerufen“ habe.

„Rosen gewann ich mir einst von den Frau'n als Säng' der Liebe;
Jetzt von der Eiche zum Schmuck gönnt mir, ihr Männer, ein Reis!
In der Zerstückelung Zeit das Panier aufwerfend der Hoffnung,
Dreißig Jahre getreu rief ich nach Kaiser und Reich.“

Nachlaß, 267.

In entschiedener, aber dabei immer maßvoller Weise hat Geibel an Allem, was das deutsche Vaterland betraf, den lebendigsten Anteil genommen. Immer blieb seine patriotische Lyrik — wie Gottschall*) sagt, „eine Lyrik nationaler Begeisterung, frei von allen zersetzenden Elementen, in ihrer Abwehr gegen den äußeren Feind, in ihren Hoffnungen auf Deutschlands Größe gerichtet.“ —

Trotzdem 1848 die Hoffnung auf die Aufrichtung des deutschen Kaiserreichs getäuscht wurde, schrieb er bald darauf sein Lied: „Halte die Hoffnung fest!“

„Wenn der Morgen, der heute tagt,
Nichts als Trümmer dich schauen läßt,
Unter Trümmern noch unverzagt
Halt' im Herzen die Hoffnung fest!

— — — — —
Wenn zu scheiden vom Korn die Spreu
Einst der Tag der Erfüllung naht,
Jener Morgen, von Gott gesandt,
Der bei klingendem Schwerterstreich
Im zerstückelten Vaterland
Neu aufrichtet das deutsche Reich.“

IV, 207.

Seine langen Erwartungen und Hoffnungen sollten reich belohnt werden. Das Jahr 1866 brachte den grossen tatsächlichen Anfang der deutschen Einheit. Und als nun die grosse Zeit von 1870 hereinbrach,

*) Blätter für literarische Unterhaltung, herausgegeben von Rudolf v. Gottschall, 1884, Nr. 19.

als eine Siegesbotschaft nach der andern eintraf und er in Erfüllung gehen sah, was er seit 1840 ersehnt und prophezeit hatte, da griff der Dichter nochmals in die Saiten und dichtete jene Lieder, die mit zu unseren besten patriotischen Gedichten gehören: das „Kriegslied“:

„Empor, mein Volk! Das Schwert zur Hand!
Und brich hervor in Haufen!
Vom heil'gen Zorn ums Vaterland
Mit Feuer laß dich taufen!
Der Erbfeind beut dir Schmach und Spott,
Das Maß ist voll, zur Schlacht mit Gott!
Vorwärts!“

IV, 243.

ferner „Deutsche Siege“ und vor Allem jenes, gleichsam mit allen Glocken läutende „Am 3. September 1870“:

„Nun laßt die Glocken
Von Turm zu Turm
Durehs Land frohlocken
Im Jubelsturm!“

IV, 250.

Wenn uns bisher Geibel als ein echt nationaler, deutscher Dichter entgegen getreten ist, so hat er sich andrerseits auch eingehend und mit lebhaftem Interesse mit fremder Dichtung beschäftigt, wie dies seine zahlreichen Übersetzungen aus dem Lateinischen, Griechischen, Französischen, Spanischen und Englischen beweisen. Sagt er doch selbst:

„An aller Fremde bunten Gaben
Mag ich mich hin und wieder laben,
Doch wohl ist mir in Süden und Norden
Nur bei den Griechen und Britten geworden.“

II, 123.

Ob er den Britten nicht doch wohl die Lateiner vorgezogen? Wenigstens sagt er in seinen, von Litzmann mitgeteilten, „Aufzeichnungen“ einmal*): „Vollendung der spanischen Romanzen. Dazwischen immer wieder auf griechische und römische Dichter zurückgekehrt . . .“

Am liebsten blieben ihm wohl nach seinen eigenen Äußerungen Homer und Horaz.

„Gern auch kost' ich einmal aus Byron's heißem Gewürztrank,
Aber den täglichen Krug reiche mir Vater Homer.“

IV, 160.

Auch mit griechischen Lyrikern hat er sich viel beschäftigt. In dem „klassischen Liederbuch“ sind Lieder des Tyrtaeos, Archilochus, Alcaeus, der Sapho u. a. übertragen, auch Inschriften aus der „Anthologie“, d. h.

*) Litzmann a. a. O. Seite 66.

kleine Gedichte der verschiedensten Dichter. Ich will nur eins, „Das Grab des Achill“ hervorheben:

„Dies ist der Hügel Achill's, des zermalmenden, von den Achäern
Künftigem Troergeschlecht noch zum Entsetzen getürmt
Dicht am Ufer; dem Sohne der Meerflutherrscherin Thetis
Ziemt es zu ruhn, von des Meers ewiger Klage gewiegt.“

V, 138.

Jetzt erst, sagt Geibel, „erkenne er den Wert der Alten, seit er auf ihrem heil'gen Boden schreite“.

I, 95.

Mit welcher Innigkeit spricht er von Homer's Odyssee in seinem schönen Liede „Heimweh“:

„ . . . ich ließ die alten goldnen Lieder
Homer's durch meine Seele ziehn;
Den eignen Schmerz dann fühlt' ich mit
Im Jammer, den der Dulder litt,

— — — — —
Da wurdest du in meinem Weh
Mir oftmals Hoffnung, Trost und Steuer,
Du ewig Lied der Abenteuer,
Du Lied des Heimweh's, Odyssee.“

II, 61.

Bei dieser Verehrung, die er dem alten Sänger entgegenbrachte, dürfte es nicht wunderbar erscheinen, wenn wir manche Anklänge an ihn in seinen Dichtungen wiederfänden. So erinnert z. B. die 5. Strophe in seinem „Am 3. September 1870“

„Da hub die Wage
Des Weltgerichts
Am dritten Tage
Der Herr des Lichts . . .“

an die Stelle im 22. Buch der Ilias, als Zeus auf dem Olymp die Lose des Achill und Hektor wägt:

„Als zum viertenmale sie drauf zu den Quellen gelangten,
Breitete aus die Wage der Vater im Himmel, die goldne,
Tat zwei Lose darein des langhinstreckenden Todes,
Für den Achilleus eins und eins für den reisigen Hektor,
Hob sie mitten empor; da entschied sich Hektors Verhängnis . . .“

Ilias XXII, 209 nach der Übersetzung von Oscar Hubatsch.

In dem Drama „Brunhild“ sagt Siegfried in der unvergleichlich schönen Abschiedsszene IV, 5:

— — — — — „Mein Los
Liegt glänzend auf des Göttervaters Knieen.“ VI, 89.

ganz entsprechend dem homerischen:

„es liegt das freilich im Schoße der Götter verborgen“.
Odyssee I, 260, 390 u. ö.

Ebenso, wie die alten Griechen, liebte Geibel auch die alten Römer. Im „Klassischen Liederbuch“ sind im 2. Buch „Römische Elegien und Verwandtes“ übertragen, darunter Tibull, Propertius, Ovid, einige Satiren und Episteln des Horaz. In humoristischer Weise schildert er die Art, wie damals Propertius im Seminar behandelt wurde:

„Bei dem feurigsten der Dichter
Nichts, als öde Textkritik,
Nirgends in die Flammenlichter
Seiner Seel' auch nur ein Blick!
Notenkram zu jeder Zeile,
Conjekturen hin und her!

— — — — —
Aus dem schönen Altertum
Weht mich hier kein Odem an;
Nur die duftlos welke Blume
Im Herbar zergliedert man.
Besser künftighin dein Wesen
Zu verstehn in Scherz und Schmerz,
Werd' ich dich beim Weine lesen
Statt im Seminar, Propertius.“

IV, 179.

Besonders liebte er Horaz, zeitlebens:

„Dich heut wähl' ich vor Allem, Horaz; mit lächelnder Weisheit
Hast du des Trübsinns Bann oft mir gelöst wie ein Freund.
Größere kenn' ich als dich; doch gerecht für jegliche Stimmung,
Wie du den Knaben erfreut, bleibst du dem Alten getreu.“

IV, 159.

Im 3. Buch des „Klassischen Liederbuchs“ sind 50 Oden des Horaz übersetzt, auch heute noch mustergültig.

Selbstverständlich haben ebenso wie Homer's Gesänge auch Horaz' Lieder auf Geibel's Muse eingewirkt. Nur einige Beispiele dafür. Das horazische „Post equitem sedet atra cura“ u. s. w. (III, 1, 40) hat G. in seinem schönen Liede verwertet: „Ach du fliehst vergebens . . .“

„Zu den höchsten Matten,
Unter's stillste Dach
Wandelt, wie dein Schatten,
Dir die Sorge nach.“

III, 219.

Die Aufforderung, bei Wein und frohen Liedern die Sorgen zu vergessen und den Augenblick zu genießen, das horazische „Carpe diem“ kehrt auch in Geibel's Liedern öfter wieder, namentlich in seinen Gedichten aus dem „Nachlaß“:

„Wein ist unser Sorgenbrecher,
Wein erfreut des Menschen Herz;
In den goldnen Grund der Becher
Senken wir des Abschieds Schmerz. . . .“

Nachlaß, 46.

oder:

„Laßt den Becher gehn im Kreise
Nach des Tages Kampf und Last,
Und wie Kriegsvolk auf der Reise
Nutzt die kurzbeschiedne Rast.
Leid und Sorgen, die Euch binden,
Löst für heut in Lied und Wein;
Könnt Ihr Euch im All empfinden,
So vermögt Ihr froh zu sein . . .“ Nachlaß, 161.

Wie Horaz überall, im Glück und Unglück, das rechte Maß zu halten mahnt, so spielt auch bei G. das „Maß“ eine wichtige Rolle, z. B.:

„Es frommt das Maß in allen Dingen —
Und doppelt, wo man Geister wägt.“ III, 59.

oder:

„Wer sich selbst zu bescheiden vermag aus Liebe zum Ganzen,
Den vor Allen im Staat preis' ich als groß und frei.
Denn ihm ward das Gesetz zum eigenen Willen, und freudig
Übt er aus innerstem Trieb, was ihn beglücket, das Maß.“ II, 211.

Auch in seinem Drama „Brunhild“ läßt der Dichter, wenn auch in anderem Sinne, die Brunhild sagen:

„Das ist
Das Maß des Weibes, welchen Mann sie liebt.“ VI, 22.

Sehr eingehend hat Professor Tiedke*) das Verhältnis beider Dichter zu einander behandelt und zusammengestellt, was in G.'s Gedichten an Horaz erinnert; er sagt a. a. O. Seite 13: „Manches aus der Lebensweisheit des alten Römers klingt in Geibel'schen Gedichten, zum Teil in ähnlichen Wendungen, wieder. Es beruht dies auf einer Gleichartigkeit der Anschauungen, ohne daß überall an eine bewußte Nachahmung zu denken wäre.“ —

Kurz hinweisen möchte ich noch auf den reichen Schatz G.'scher Lyrik betreffs seiner Ansichten in ethischen und ästhetischen Fragen, wie wir sie ausgesprochen finden in den Abschnitten „Ethisches und Ästhetisches in Distichen“ (V, 32—49), „Distichen aus dem Wintertagebuche“ (IV, 156—72), „Sprüche“ (III, 191—202), „Kleinigkeiten“ (V, 75—85), Buch der Betrachtung „Gnomen“ (II, 206—16). Die reiche Lebenserfahrung und -weisheit, die hierin ausgesprochen wird, gleicht in der Tat „goldenen Äpfeln in silbernen Schalen“ (Sprüche Salom. 25, 11). Des beschränkten Raumes wegen kann ich nur wenige hervorheben.

Reinheit der Seele und des Gemüts wird als das Ziel des Menschen hier auf Erden hingestellt:

*) Heinrich Tiedke: „Anklänge an Horaz bei Geibel“ in der wissenschaftlichen Beilage zum Jahresbericht des Berlinischen Gymnasiums zum grauen Kloster zu Berlin. Ostern 1903.

„Sei nur rein wie der Schwan, und es sprossen von selber die Flüge
Dir zu begeistertem Schwung hoch an den Schultern empor,

Aber befleckst du mit Staube die göttlich entsprungene Seele,
Zieht dich ein ewig Gesetz wieder zum Staube zurück.

Wie sich der Mond nur voll im lautersten Strome bespiegelt,
Ruht still schaffend der Gott einzig im reinsten Gemüt.“ II, 211.

Auch pädagogische Ratschläge versteht G. zu geben:

„Fülle die Jugend mit würdigem Stoff und in froher Begeistrung
Lehre sie glühn! Die Kritik kommt mit den Jahren von selbst.“ IV, 157.

An einer andern Stelle warnt er:

„Nicht zu früh mit der Kunst buntscheckigen Wissens, ihr Lehrer,
Nähret den Knaben mir auf; selten gedeiht er davon!
Kräftigt und übt ihm den Geist an wenigen würdigen Stoffen,
Euer Beruf ist erfüllt, wenn er zu lernen gelernt.“ IV, 167.

Über Genuß und Entsagung:

„Wer dem Genuß nachjagt, der schmiedet sich selber die Fessel,
Freiheit findest du nur, wenn du entsagen gelernt.“ V, 78.

In 2 Proben soll sich der Mann bewähren:

„Proben gibt es zwei, darinnen
Sich der Mann bewähren muß,
Bei der Arbeit recht Beginnen,
Beim Genießen rechter Schluß.“ II, 128.

Nun noch einige seiner Ansichten in ästhetischen Dingen.

Von der Freundschaft sagt er:

„Nur das mag wie mit festem Erz
In Freundschaft zwei Genossen binden,
Wenn Geist und Geist sich, Herz und Herz
In einem höher'n Dritten finden.“ III, 192.

Redner und Poeten werden verglichen:

„Wirken will der Poet wie der Redner. Aber das Höchste
Bleibt ihm die Schönheit doch, die er zu bilden sich sehnt.
Jener behält den Erfolg im Blick stets, dieser erreicht ihn,
Wenn er ihn über den Drang seligen Schaffens vergißt.“ V, 40.

Von den Frauen spricht er an 2 Stellen:

„Ahnend sagt dir ein weiblich Gemüt, was gut und was schön sei,
Doch mißtraue der Frau, wenn sie mit Gründen dir kommt.“ V, 75.

An einer andern Stelle:

„Gilt's Frauen zur Vernunft zu bringen,
So laß den allgemeinen Ton,
Wie klug sie reden von den Dingen,
Sie meinen stets nur die Person.“ IV, 198.

Jeder Tag ist als „verloren“ zu betrachten, an dem man „keine Freude
gehabt und Niemandem etwas Liebes erwiesen“ hat. V, 79.

Bemerkenswert ist auch der Ausspruch:

„Pack' ich den Koffer zur Reise, so däucht mir, ich legte
Einer gestorbenen Zeit Freuden und Leiden hinein!“ — V, 79.

Zum Schluß noch einige Worte über Geibel als Dramatiker, denn auch als solcher hat er Hervorragendes erreicht. Eingehend hat er sich mit der Theorie des Dramas beschäftigt. Beweis dafür ist u. A. seine „Dramaturgische Epistel“ (V, 25—31) — der *Ars poetica* des Horaz zu vergleichen —, worin er wesentlich mit den von Lessing in seiner „Hamburgischen Dramaturgie“ ausgesprochenen Ansichten übereinstimmt.

Als Lektüre für die Schule kämen von G.'schen Dramen nur *Sophonisbe* und *Brunhild* in Betracht, als Privatlektüre und zuweilen wohl auch zu einem Aufsatzthema in Prima geeignet. Leimbach*) hat a. a. O. sehr eingehend die Tragödie *Sophonisbe* erläutert und am Schluß 11 Themata für schriftliche Aufgaben daraus angegeben. — Sollte nun *Brunhild* sich nicht ebenso im Unterrichte verwerten lassen? Wenn sich auch Manches gegen die Wahl des Stoffes sagen ließe und in einzelnen Auftritten der Inhalt nicht ganz unbedenklich erscheinen dürfte, so enthält die Tragödie doch andererseits große Vorzüge und Schönheiten: eine formvollendet meisterhafte Sprache, kunstvollen Aufbau der Handlung und ist von erschütternder Wirkung. Gegenüber den vielen Grillparzer'schen Schulausgaben, z. B. „die Ahnfrau“, „der Traum ein Leben“, „Sappho“, „das goldne Vließ“ u. a., die bei Freytag in Leipzig erschienen sind, dürfte eines der G.'schen Dramen wohl auch dazu geeignet sein, namentlich wenn man einzelne Auftritte weglassen und durch eine kurze Inhaltsangabe ersetzen würde. — Bekanntlich hat G. im Gegensatz zu Hebbel's „*Nibelungen*“, der die ganze Sage des Epos auf die Bühne gebracht, in „*Brunhild*“ nur eine Episode aus der *Nibelungensage* behandelt: das Schicksal und Verhältnis der *Brunhild* zu *Siegfried*, den sie schon früher auf *Isenstein* kennen und lieben gelernt hat. Die Handlung umfaßt 7 Tage: von der *Doppelhochzeit* bis zum Tode *Siegfried's*.

Ich will nur auf einzelne Stellen hinweisen.

Wie prächtig ist die Schilderung (I, 2) des Kampfes *Siegfried's* (in der Rüstung *Gunther's*, nicht in der Tarnkappe) mit *Brunhild*, wie sie *Hagen* seinem Freunde *Volker* mitteilt!

— — — — — Ganz in Stahl geschuppt,
Trat *Gunther* festen Schrittes ihr entgegen,
Zum Kampf bereit; auch er ein Bild der Kraft.
So stand das Paar sich dräuend gegenüber
Gewitterwolkenstumm. Und stille ward's,
Daß man der Brandung dumpfen Schall vernahm.“ VI, 9.

*) Carl L. Leimbach, Lic. theol., Dr. phil., Provinzialschulrat zu Breslau: Ausgewählte deutsche Dichtungen II⁴, Seite 66—105.

In II, 6 schildert Siegfried der Kriemhild gegenüber sein eheliches Glück:

„— dies Gefühl
Friedseligen Vollgenügens, das die Seele
Mir glänzend ausfüllt, dank ich dir allein.
Denn wie wir all' vom Weib sind, so zieht es
Zum Weib' uns stets zurück mit Allgewalt,
Und nur in ihren Armen finden wir
Die erste frühverlorne Heimat wieder.“

VI, 39.

Aus III, dem Höhepunkt der Handlung, die berühmte Stelle im 4. Auftritt, in dem Siegfried offen ausspricht, daß er Brunhild nie geliebt, sondern sie als unweiblich verschmähe:

„Denn nicht des eignen Wesens Abbild, wisse,
Sein Widerspiel nur ist's, was uns die Seele
Mit Liebesmacht unwiderstehlich zwingt,
Und was uns selbst versagt blieb, suchen wir
Vollendung dürstend in der fremden Brust.
Der Schwache wähle sich ein starkes Weib;
Kraft greift nach Sanftmut — — —
Was gilt am Weib mir Heldentum? Beim Thor!
Das hab' ich selbst, und neubegierig wohl
Bestaunen kann ich's; aber lieben? — Nie, —
Und nie doch stieg in mir, nie, selbst nicht im Traum,
Auch nur die Regung auf, als lieb' ich dich.“

VI, 57.

Von nun an schlägt Brunhildens Liebe in tödlichen Haß um. Es folgt die „Zankszene“ zwischen Kriemhild und Brunhild. Meisterhaft hat der Dichter das leidenschaftliche, gekränkte Weib zu schildern verstanden. Er bedient sich hier auch der „Stichomythie“, ähnlich wie Goethe im Tasso (II, 3) und Schiller in der „Braut von Messina“ (III, 1). Nachdem Kriemhild ihr das bis jetzt zurückgehaltene Geheimnis von ihrer Besiegung durch Siegfried mitgeteilt, macht sie in einem prachtvollen Monologe — auf Monologe hat G. im ganzen Drama großen Wert gelegt — am Ende des 3. Aufzugs ihrem zerknirschten Herzen Luft. Er schließt mit den Worten:

„Brich herein denn, Götterdämm' rung, und durch Rauch und Trümmerfall
Stürmt empor, ihr Abgrundsriesen! Stieb' in Aschen, Sonnenball!
Nacht, uralte, ström' in Wogen schwarz und uferlos herauf,
Nimm in deine tiefsten Tiefen mich und meinen Jammer auf!“

V, 66.

Im 4. Aufzug bittet Siegfried den Gunther um Urlaub, da hier am Hofe jetzt seines Bleibens nicht länger sein könne. Gunther bittet ihn flehentlich, zu bleiben, da er sein „fröhlich Auge, sein sonnenhelles Gemüt“ nicht missen könne. Er schließt mit den Worten:

— „Nun ist's gesagt. Und jetzo geh!
Geh, wenn du kannst!“

Diese letzten Worte dürften in gewissem Sinne mit den Worten der Iphigenie an Thoas („Iphigenie“ V, 3) zu vergleichen sein:

„Verdirb uns, wenn du darfst!“

Gleich darauf verlangt Brunhild von Gunther den Tod Siegfried's. Der ratlose König wendet sich an Hagen, der ihm erwidert: „Er hat dein Weib beschimpft und deine Krone; du mußt ihn töten.“ —

Bald darauf folgt die herrliche Abschiedsszene. Sie soll, wie Leimbach*) sagt, in Lindau entstanden sein, wo G. „fleißig an der Brunhild arbeitete; bald zeichnete die Hand des Todes das süße Urbild der Kriemhild.“ —

Siegfried's herrliches offenes Gemüt tritt in dieser Szene noch einmal leuchtend hervor; u. A. sagt er:

„Was ist ein Leben wert noch, wo der Mann
Dem Manne nicht mehr traut.“

Die Mordszene selbst hat G. übergangen. Im 5. Aufzug ist der Mord bereits geschehn. Erschütternd sind die Klagen Kriemhilds:

— — — „Du bist tot,
Tot, weil du groß und schön und glücklich warst.“ VI, 95.

Über die Schlußszene gibt's wohl nur eine Stimme des Lobes und der Bewunderung. So sagt Roepe**): „Die Schlußszene gehört zu dem Erhabensten und Erhebendsten, was wir je bei einem neueren Dichter gelesen. In ihr stellt uns Geibel tatsächlich den großen sittlichen Grundgedanken seiner Tragödie lebendig vor die Seele: Keine Rache tat menschlicher Leidenschaft vermag, auch nicht durch Blut, jemals angetane Schmach zu tilgen; und es bedarf ihrer nicht, um sie zu strafen. Jenes meinte Hagen, dieses wollte Kriemhild. An Brunhildens Schicksal wird offenbar, wie gewaltig sie beide geirrt haben. Hagens Mordtat hat ihr zu keiner Sühne verholfen, Kriemhilds Rache wird ihr nicht mehr zur Strafe. Entschieden hat schon alles die Norne, das ist die Fügung des, der sich die Rache vorbehalten hat.“ — Brunhilds Worte an Siegfrieds Leiche gehören wohl zu dem Erschütterndsten, was dramatische Poesie jemals hervorgebracht:

— — — „Ha, stolzer Mann,
Lernst du nun Demut? Hat die Norne dich
Nun selbst gebändigt?“ — —

Allmählich gewinnt ihre alte Liebe wieder die Oberhand.

„Ja, wißt es: diesen Mann hab' ich
Geliebt! Von Anfang ihn, und keinen sonst
Hab' ich geliebt trotz Schicksalsschluß und Sternen,
Und wohl zermalmen können mich die Götter,
Doch meine Lieb' entreißen sie mir nicht!“ VI, 100.

*) Leimbach-Trippenbach a. a. O. Seite 131.

**) Dr. G. R. Roepe: Die moderne Nibelungendichtung, Hamburg 1869. Seite 102.

Schließlich gehen ihre Klagen in eine sanfte Wehmut und Sehnsucht über, besonders in den letzten Abschiedsworten:

„Es gibt ein Reich, ein stilles, wo kein Bund
Den andern ausschließt, weil dort Lieb' und Haß
In göttlichem Erkennen untergehn,
Und alles Große sich gehört. — O dort,
In heil'ger Dämm' rung bei den hohen Schatten,
Dort bist du mein, Geliebter!“ —

VI, 101.

Mit den Worten „Du gingst voran, ich folge“ — durchsticht sie sich mit Siegfried's Dolch. —

Geibel selbst sah als das Hauptverdienst des Stückes „die dramatische Entwicklung der ganzen Handlung aus einem einzigen starken Leidenschaftsmotive“ an. (Gedenkbuch, herausgeg. von Arno Holz, Seite 185.)

Zum ersten Male wurde das Drama in München aufgeführt, und zwar „mit dem entschiedensten Erfolge, der Dichter selbst mußte nach dem 5. Aufzuge vor die Lampen“ treten. —

Daß Geibel doch nicht ganz vergessen ist, — welche Befürchtung ich am Anfange meiner Arbeit aussprach — beweist ein vor kurzem im Verlage der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger erschienener Band „Ausgewählte Gedichte“ von E. Geibel. Dadurch ist ein oft geäußerter Wunsch, G.'s lyrische Erzeugnisse, statt sie in einer Reihe von 8 Bänden zerstreut suchen zu müssen, einmal gesammelt bei einander zu haben, erfüllt. Die Auswahl und Zusammenstellung ist sehr geschickt gemacht, wohl von einem Kenner, der G. im Leben nahe gestanden. —

So schließe ich mit dem Wunsche: es möchte, wenn nach 10 Jahren Geibel's 100. Geburtstag gefeiert wird, auch an ihm sich bewahrheiten, was er selbst einst zum 100. Geburtstage Schiller's in seinem Gedichte „Am Schillertage 1859“ zum Schluß schrieb:

— — — „Seine Worte schweben
Wie reine Flammen fort von Mund zu Mund,
Begeistert lehrt sein Lied den Jüngling streben
Und tut dem Greis erhabne Weisheit kund.

— — — — —
So lebt er glorreich, ewig unvergessen,
Heil ihm! Heil unserm Volk, das ihn besessen!“

VIII, 14.

Thorn, 15. März 1905.

Prof. E. Herford.

1870

1870

Bericht

1870

1870

1870

1870

